

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 10

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rainer Moritz,

geboren 1958 in Heilbronn. Studium der Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags in Hamburg. Essayist und Kritiker, u.a. für «Neue Zürcher Zeitung», «Rheinischer Merkur», «Frankfurter Rundschau». Zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt «Maulhelden und KönigsKinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwarts-literatur» (Hg. mit Andrea Köhler, Leipzig 1998) und «Das FrauenMänner-UnterscheidungsBuch» (München 1999).

OBERSCHWÄBISCHE SEELEN

Der neue Roman des Büchnerpreis-Trägers Arnold Stadler

Als bekannt wurde, dass der diesjährige *Georg-Büchner-Preis*, die bedeutendste literarische Auszeichnung im deutschsprachigen Raum, an den ober-schwäbischen Autor *Arnold Stadler* vergeben wird, rief dies selbst in eingeweihten Kreisen des Literaturbetriebs Erstaunen hervor. *Stadlers* schmale Romane waren nur wenigen vertraut, und es ist eine typische Medienkapriole unserer Zeit, dass erst diese Entscheidung der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung *Stadlers* neuen, erstmals nicht mehr bei seinem bisherigen Hausverlag Residenz erscheinenden Roman «Ein hinreissender Schrotthändler¹» auf den Spitzenplatz der ohnehin immer konfuser wertenden Bestenliste des Südwestrundfunks hievte. Gewiss, die Kür der Büchnerpreis-Träger sorgte auch in der Vergangenheit regelmässig für Verwunderung oder Verärgerung. Namen wie *Heinz Piontek*, *Albert Drach* oder *Durs Grünbein* liessen manchen ins Grübeln kommen, und recht besehen, mag die Würdigung *Arnold Stadlers* nicht einleuchten.

Im Mittelpunkt des *Stadlers*chen Werkes steht die Trilogie «Ich war einmal» (1989), «Feuerland» (1992) und «Mein Hund, meine Sau, mein Leben» (1994), die mit wortgewaltiger Beharrlichkeit die tiefe ober-schwäbische Provinz heraufbeschwört. Diese unverkennbar – *Stadler* wurde 1954 in Messkirch geboren – autobiographisch grundierte Konzeption wagt zwar gelegentlich Ausflüge in die Ferne, nach Patagonien oder nach Rom, doch schliesslich kreisen fast alle Reflexionen und Erinnerungen der Figuren um die Auseinandersetzung mit der Heimat (und deren Sprache). «*Mich retten – dazu musste ich möglichst weit weg von Schwackenreuthe und mir*», das nehmen sich die kauzigen *Stadler*-Helden zwar vor, doch ehe sie sich versehen, landen sie wieder im «Naturpark Obere Donau», wie

dies heute heisst, wo das bäuerliche und kleinststädtische Leben, auf den ersten Blick, unverändert in sich zu ruhen scheint.

Auch «Ein hinreissender Schrotthändler» wird von dieser Struktur geprägt. Der Ich-Erzähler, ein frühpensionierter Geschichtslehrer um die Vierzig, und seine Frau, Handchirurgin Gabi, leben im Köln des Jahres 1998. Lange freilich halten es die sich gegenseitig anödenden Eheleute dort nicht aus: Adrian, ein aus scheinbar heiterem Himmel beziehungsweise aus Jugoslawien auftauchender Schrotthändler, der die Gattin rasch betört, wird Teil einer *ménage à trois* und zum Begleiter einer ehelichen Erinnerungsreise nach Überlingen. Der zweite Romanteil schliesslich macht es wieder möglich, dass das *Stadler*-Ich in sein Leib-und-Magen-Gefilde zurückkehrt: nach Kreenheinstetten ins Donautal bei Sigmaringen. Der Wechsel der Örtlichkeiten führt jedoch zu einem markanten Qualitätsgefälle. Die bereits in «Mein Hund, meine Sau, mein Leben» lapidar getroffene Feststellung «*Es gibt nur die trostlose Ehe mit all ihren Folgen*» aufgreifend, führt er die trübselige Realität einer Ehe vor, der als «*krisengeschüttelten Branche*» keine Zukunft beschieden ist.

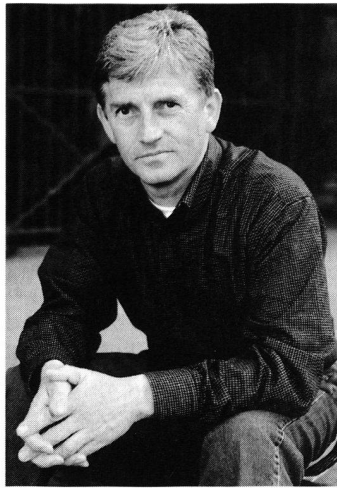
Nun ist *Arnold Stadler* nicht der erste, der Unordnung und Leid der Ehemühsal aufzeigt, und da Gemahlin Gabi und Geliebter Adrian kaum mehr als blasse Schemen sind, bleiben diese Romanpartien erzählerisch ohne Überzeugungskraft. Anders wird dies erst, als sich das Ich endlich wieder ins *Stadler*-Country aufmachen darf, bewegt von der «*Sehnsucht nach ober-schwäbischen Seelen*», jener in Köln gänzlich unbekanntem «*Köstlichkeit in der Form eines erigierten Geschlechtsteils, das hier alle so gerne assen*». Dann erst gelingt es dem Roman, mit sprachlichem Raffinement und Witz das dörfliche Leben und die Veränderungen, welche die Segnungen

¹ Arnold Stadler, *Ein hinreissender Schrotthändler*, DuMont Verlag, Köln 1999.

der Zivilisation auch in diesen Winkel tragen, zu spiegeln und den omnipräsenten Geschichtspessimismus am geeigneten Objekt zu erproben. Eine Beerdigungszeremonie mit anschliessendem Leichenschmaus gerät dabei zum zeiten- und ortstüberschreitenden Sittengemälde, das Tod und Eros, zwei zentrale Themen *Stadlers*, zusammenführt – fraglos der Höhepunkt des Buches.

Stadlers Romane leben nicht von Handlungs- oder gar Spannungselementen. Sie werden von einer abschweifenden Beredsamkeit getragen, die in Einzelbildern schwelgt. Diese freilich graben sich mitunter ins Herz des Lesers, als unvergessliche Erinnerungstücke, zum Beispiel wenn in «Feuerland» Schritte zur Bekehrung *Mao Tse-Tungs* erwogen werden, wenn sich in «Mein Hund, meine Sau, mein Leben» ein ideologischer Grabenkrieg zwischen den Anhängern schwarzer Kühe aus Ostfriesland und denen des braunscheckigen Messkircher Höhenfleckviehs geführt wird, wenn *Martin Heidegger* und ein Alt-Nazi, der hochbetagt eine Schule leitet, den Turnunterricht beaufsichtigen, oder wenn sich im Hochstaplerroman «Der Tod und ich, wir zwei» (1996) ein finanzschwaches Paar keine Kondome mehr zu leisten vermag und deshalb nur noch Analverkehr praktiziert. Hier, genau hier, ist ein unverwechselbarer Schriftsteller zu erkennen.

Was *Arnold Stadlers* Romane schwer verleugnen können, ist die Nähe zu ihren offenkundigen literarischen Leitbildern, dem «kritischen» Heimatroman. *Thomas Bernhards* «Frost» (1963), *Gert F. Jonkes* «Geometrischer Heimatroman» (1969), *Franz Innerhofers* «Schattseite» (1975) oder auch *Maria Beigs* oberschwäbische Romanfolge seit «Rabenkrächzen» (1982) sind kraftvolle Auseinandersetzungen mit der vermeintlich heilen Welt des Provinziellen, und es lässt sich nicht recht sagen, was das Besondere an *Stadlers* Fortschreibung dieser Themenkette ist. «*Ich habe viel Thomas Bernhards gelesen*», verkündet eine Figur in «Der Tod und ich, wir zwei»; überall spukt *Thomas Bernhards* Geist durch *Stadlers* Bücher, sei es im grauen Fatalismus der Figuren («*Es gab nur frühere und spätere Katastrophen*»), sei es in der Vorliebe für skurrile akademische Beschäftigungen (der Ich-Erzähler im «Hinreissenden Schrott-



Arnold Stadler
© Jürgen Bauer, Wiesbaden.

Arnold Stadler
ist kein
Bernhard-
oder Walser-
Nachbeter,
doch seine
Abhängigkeit
von diesen
Ziehvätern ist
unverkennbar.

händler» promoviert über ein absonderliches volkskundliches Sujet), sei es in der Erzählform der monologischen *Suada*, die vor nichts Halt macht.

An *Bernhard* erinnert vieles und auch an einen Nachbarn vom Bodensee, an *Martin Walser*, der sich in mehreren Aufsätzen mit der ihm eigenen Verve für *Stadler* einsetzte. Schriftsteller loben gerne Werke, in denen sie ihr eigenes Schaffen gespiegelt sehen. So auch hier: *Stadlers* Figuren sind Leidende am Leben, die sich mühelos in *Walser*-Romane wie «*Seelenarbeit*» oder «*Das Schwanenhaus*» integrieren liessen. Sie neigen zum Hypochondrium, zum süffig formulierten Bonmot («*Als Kind hatte ich Angst vor dem Scheintod. Es war die Angst, lebendig begraben zu werden. Dann habe ich doch geheiratet*») und zum tragischen Konflikt mit den bürgerlichen Herausforderungen, die im «Hinreissenden Schrotthändler» beispielsweise auf den Namen Bankdirektor Bantle hören und penetrant nach Zahlungszielen fragen. *Arnold Stadler* ist kein *Bernhard*- oder *Walser*-Nachbeter, doch seine Abhängigkeit von diesen Ziehvätern ist unverkennbar.

Zuletzt: Satirisch, polemisch, hinterzünftig, so lauten die Komplimente, die *Stadler*, vor allem in letzter Zeit, gemacht werden, und es stimmt sicherlich, dass etliches in seinen Büchern gelungen komisch ist, auch wenn dieser Witz von höchst unterschiedlicher Treffsicherheit ist. Das Amüsement über kuriose Ortsnamen wie Schwackenreute oder Kreenheinstetten mag man eine Zeitlang teilen, das über weibliche Doppelnamen (eine Architektin im «Schrotthändler» heisst Stauch-Stottele) schon weniger, denn das las sich schon bei *Eckhard Henscheid* viel komischer, und der Abnutzungsgrad dieser Art von Pointen ist mittlerweile gross. Erst recht mühsam wird es, sobald *Stadlers* galliger Weltuntergangston ins Possierlich-Zivilisationskritische umschlägt, ohne dass dies erzählerisch beglaubigt würde. Auch in der Tarnung der Figurenrede wirkt es eher besinnlich, wenn man sich «*wie Grossraumjets, weit entfernt von Goethe*» wähnt oder die «*Love-Parade*» als «*Fronleichnamsprozession*» unserer Tage deutet.

Ob *Arnold Stadler* also ein angemessener Büchnerpreis-Träger ist? Zweifel daran sind erlaubt. ♦

MAN MUSS DAS LEBEN SCHON SELBST LEBEN

Nach dem glänzenden Erzählband «Franio» vor fünf Jahren legt Radek Knapp nun den pointenreichen Roman «Herrn Kukas Empfehlungen» vor

Wend Kässens,

geb. 1947 in Hamburg. Abitur an der Odenwaldschule/Heppenheim. Studium in Hamburg: Germanistik, Soziologie, Theaterwissenschaft, Dramaturg an verschiedenen Theatern u.a. am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg während der Intendanz Ivan Nagel. Von 1978 bis 1981 im Suhrkamp Theaterverlag. Seit 1981 Kulturredakteur beim NDR, Schwerpunkt: Theater- und Literaturkritik. Seit 1991 Leiter der NDR-Literaturabteilung (Hörfunk). Autor und Herausgeber mehrerer Bücher zu Literatur- und Theaterthemen. Herausgeber des Romanwerks von George Tabori; Literatur- und/oder Theaterkritiken u.a. in «Die Zeit», «Frankfurter Allgemeine», «Süddeutsche Zeitung», «Die Presse» Wien, «Neue Zürcher Zeitung», «Theater Heute». Mitglied im PEN, Vizepräsident von 1996–1998, seitdem im Vorstand.

Vor fünf Jahren war er die Überraschung der Frankfurter Buchmesse: Radek Knapp, 1964 in Warschau geboren und seit 1976 in Wien zu Hause, bekam für sein erstes Buch, den Erzählband «Franio», den Aspekte-Literaturpreis des ZDF für das beste Prosadebüt des Jahres – und die Medien waren sich einig im Lob der fünf skurrilen Geschichten aus dem polnischen Dorf Anin. Hier, wo der Autor bei seinen Grosseltern aufgewachsen ist, wo das Gestern dominiert und das Heute einbricht wie der Elefant in den Porzellanladen, hier, wo der Tod allgegenwärtig und das Leben hart ist, entfaltet Knapp seine Geschichten mit dem Gestus der mündlichen Überlieferung und erzählt so melancholisch wie satirisch von den Eigenarten und Unarten, von den Träumen und Alpträumen, von den Schwächen und Sünden, von den Lieben, Leiden und Überlebensstrategien der Menschen in der polnischen Provinz im Gleichmass der Zeit. Man verglich diese Erzählungen mit jenen Tschechows, der «Spiegel» fühlte sich an Gottfried Kellers Geschichten und an Robert Walsers Miniaturen erinnert – und ganz sicher hat der Tscheche Jaroslav Hašek Pate gestanden, der sich in seinem Roman «Die Abenteuer des braven Soldaten Schweijk ...» ähnlicher literarischer Mittel bediente: einer entwaffnenden und entlarvenden Einfältigkeit des Erzählers im Blick auf die Welt.

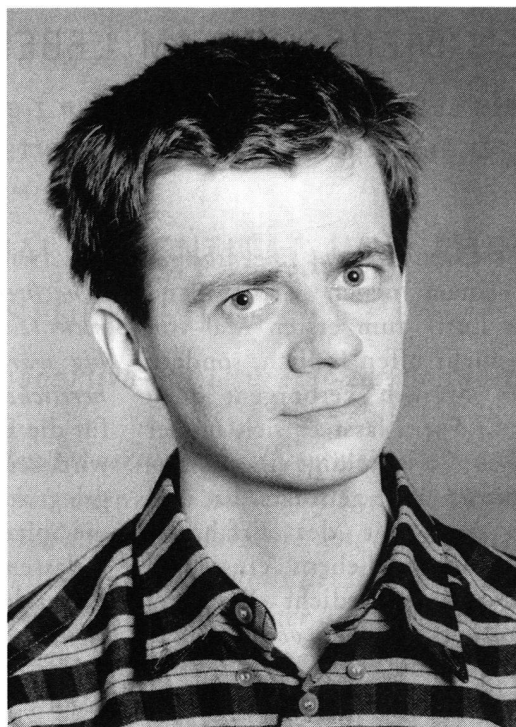
Radek Knapps zweites Buch muss sich an seinem Erstling «Franio» messen lassen. Der Roman «Herrn Kukas Empfehlungen» erzählt aus dem Leben eines Taugenichts, von der Westreise eines jungen Polen mit Deutschkenntnissen, der sich bei Herrn Kuka, einem Nachbarn mit Westerfahrung, Rat holt. Herr Kuka, ein kleiner Mann mit grossem Wodka-Durst und Prinzipien, kennt sich aus: «Westliche Kacke und östliche Kacke sind identisch», das war ihm die Lehre aus einem Fehltritt in Frankreich. In Deutschland hat er erlebt, wie man die Polen unterstützte, im Kommunismus, vor der Wende – und wie nach der Wende der

Stimmungsumschwung kam, weil viele Polen auf ihren Diebestouren nicht mal vor dem Mercedes Respekt zeigten. Was lehrt das unseren Helden? Gib niemals zu, woher du kommst. «Beim Wort Polen kannst du gleich wieder nach Hause gehen.» Bei Deutschland kommt noch etwas erschwerend hinzu: «Die Deutschen haben neulich zwanzig Millionen frische Landsleute dazubekommen, die noch launischer sind als meine zweite Ehefrau. Jetzt sieht's dort aus wie in Jolas trauriger Kneipe». Also als Slawe würde ich mich da jetzt wirklich nicht aufdrängen.» Herr Kuka rät auch von der Schweiz ab, wo es zwar kaum Ausländer gebe, dafür aber ihnen gegenüber eine besonders ausgeprägte Abneigung. Bleibt als Reiseziel Österreich, Wien, die Stadt der Selbstmörder, der Mozartkugeln und der Lipizzaner – der Held und Ich-Erzähler Waldemar begibt sich auf die Reise in die westliche Welt. Er wird während seines zweimonatigen Aufenthalts in Wien das Leben kennenlernen, die Brutalität und das Elend, die Arbeit und das Caféhaus, die Verlockungen der Grossstadt und ihre Gefahren, die Versprechungen des Kapitalismus und sein wahres Gesicht, die Freundschaft und die Liebe, nicht zuletzt seine Landsleute, Nutten und Diebe, wie man weiss, die schon auf der Hinfahrt mit dem maroden Bus mit Wodka und Zigaretten Schmuggelorgien feiern und um kein Ablenkungsmanöver verlegen sind, wenn der Zöllner mit dem Hund kommt und die Polen mit einer Afensprache konfrontiert: «Was du bringen nach Österreich mit?» Selbst der Geistliche der polnischen Kirche in Wien verbirgt vor Gott geschickt einen kleinen kriminellen, aber einträglichen Nebenjob.

Im Park Belvedere verbringt Waldemar die Nächte. Tagsüber sucht er vergeblich Arbeit, und wird auch schon mal kräftig beschissen, als er, mit einer ganzen Crew vom sogenannten Arbeiterstrich, im Auftrag eines Landsmannes ein Schwimmbaden aushebt, bis die Polizei kommt – man hatte in einem öffentlichen Park ge-

buddelt und für die Spaten Kaution bezahlt in Erwartung des Lohnes, den es nach der Arbeit geben sollte. Immerhin trägt dieser Desperado-Kapitalismus unserem Helden zwei Freunde ein, bei denen er fortan wohnt, Bolek, Landsmann aus Tschenstochau, und Lothar, kleptomane Student aus Deutschland. Die glorreichen Drei machen fortan Wien gemeinsam unsicher, elegant bewegen sie sich auf dem Parkett einer Bank, raffiniert umcircen sie die Vermieterin ihrer Wohnung – und auch auf den Glätzen von Skins rutschen sie nicht aus. Haarscharf und mit naivem Gottvertrauen umkurven sie Flachstellen und Abgründe. Sogar richtige Arbeit findet Waldemar – als Verkäufer bei dem jüdischen Spielzeughändler Josef Bernstein, dessen Geliebte auch Waldemars Phantasie anregt. Das Leben bekommt Kontur, erst recht, als die reizende polnische Sitznachbarin aus dem Bus nach Wien auftaucht und Waldemar umstandslos in die Wonnen der Sexualität entführt, ein Geburtstagsgeschenk seiner Kumpel.

Dennoch zieht es den Helden geläutert zu Vater und Mutter nach Polen zurück.



Radek Knapp. Photo: Thomas Lehmann, Wien

Radek Knapp, Herrn Kukas Empfehlungen, Roman. Piper Verlag München/Zürich 1999.

Im Paradiesgarten seiner Vorstellung stiess er hart auf den Boden der Tatsachen, der Vorurteile und der Begegnung mit sich selbst. Kukas Empfehlungen in Ehren – man muss das Leben selbst leben, darauf konnte ihn Kuka nicht vorbereiten.

Radek Knapps Roman ist mal von sprödem, mal von artifiziellem Witz. Der Spiegel, den er sich und uns vorhält, verzerrt nicht immer zur Klarheit. Die Konturen verschwimmen gelegentlich gerade da, wo die sozialen Bezüge, die Traditionen, die konkrete Geschichte und Mentalitätsprobleme angesprochen werden, letztlich aber leider oberflächlich bleiben. Das war in dem Erzählband «Franio» anders. Dennoch ist der Roman unterhaltsam und

amüsan zu lesen. Eine Pointe trifft besonders: Ein Pole fragt: «Wissen Sie, warum ein polnischer Autodieb fünf Minuten braucht, um einen Mercedes zu klauen? Weil er noch vorher vier Minuten in der Nase bohren muss.» «Na und? (antwortet der Deutsche) Wir brauchen drei, um einen zu produzieren. Das ist schlimmer als ein Witz, wenn Sie mich fragen.» ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmässig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 100.– (Ausland Fr. 121.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigefügte Geschenk-Abokarte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

*Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05*

Michael Wirth

WAS DEN MENSCHEN AM LEBEN HÄLT

«Leichter als Luft» – Mit neuen Gedichten zieht Hans Magnus Enzensberger an seinem siebzigsten Geburtstag Bilanz

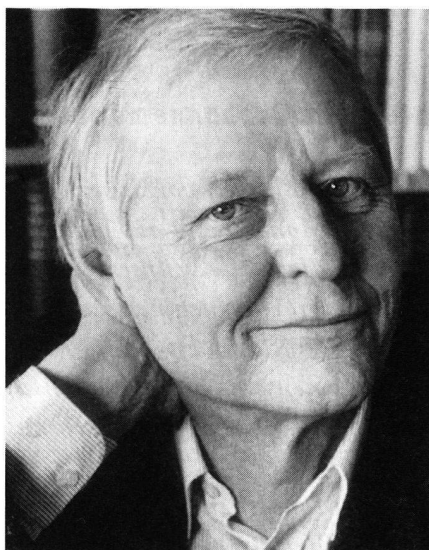
Hans Magnus Enzensberger spricht in seinem neuen Gedichtband «Leichter als Luft» zum ersten Mal von sich selbst – nicht offen freilich, sondern hinter vielen Masken verborgen; doch auch in der Er-Form lässt er sich immer haftbar machen. So verteidigt einer Wahrheiten, um die er lange gerungen hat und welche sich erst mit der Erfahrung eines siebzigjährigen Lebens einstellen, zum Beispiel in dem Gedicht «Warnung vor der Gerechtigkeit»: «Als ob Ihnen zustünde, / was Sie alles verschlingen, / wenn der Tag lang ist, / zum Beispiel die Luft!», wird dem am Stock schlurfenden Alten nachgerufen. Weisheit und ein wenig Melancholie ist an die Stelle des Glaubens getreten, der Utopie ein Stück näher kommen zu können. Vierzig Jahre lang hatte Enzensberger seine Person hintangestellt. Objektivierbar, von öffentlicher Relevanz, sollte das Gesagte sein. Jetzt hebt er mit einem, wenn auch in der dritten Person gedachten, «Ich» an: «Ich entschuldigt sich / muss bald verschwinden / Ich ist verschieden.» Das erinnert an Rimbauds «Je est un autre» und fröhnt zugleich dem Wortspiel: «Verschieden» meint auch das andere, den Tod.

Kaum ein Gedicht, das die Anspielung auf die letzten Dinge nicht enthielte. Das Leben tritt in Opposition zum Tod, das Alter zur Jugend. Von der Zeit ist die Rede, von den Wolken, die vorüberziehen, aber auch und immer wieder vom Zeitgeistigen, das im Sinne einer Selbstfeier des Hier und Jetzt einen abzuschneiden sucht vom Vergangenen und das Bewusstsein für die Dauer abtötet. Dabei gilt doch: Was gestern unersetzlich ist, wird auch mor-

gen wieder unverzichtbar sein: «Der Schachtelhalm ignoriert uns, / benötigt uns nicht (...)», heisst es in «Equisetum». «Ruhig wartet die riesige Zukunft / auf seine herrliche Geometrie.» Was bleibt? Nichts ist für die Ewigkeit bestimmt, doch Ewigkeit wird sein. Darin scheint jener Trost angelegt zu sein, der beruhigt und der Kritik die Spitze nimmt. Die Wut ist abwägender Gelassenheit gewichen: So räumt Enzensberger denn auch die Existenz «des Unkorrigierbaren» ein, in der die «Prästabilisierte Disharmonie» der Welt begründet liegen könnte.

Man hat Enzensbergers Gedichten immer wieder Kopflastigkeit vorgeworfen. Doch «Leichter als Luft» ist die Schwere abhanden gekommen. Was diese Poesie moralisch macht, wie es der Untertitel des Bandes einfordert, kommt im Duktus bisweilen so spielerisch belehrend daher wie einst beim jungen Brecht: die verblüffende Simultaneität des sich Widersprechenden, etwa in dem Gedicht «Das Einfache, das schwer zu finden ist», aber auch die kleinen Frechheiten: «diese Labormäuse, mit dem Klonen! / Doch vorzüglicher ist es, zu vögeln.» Da ist Enzensbergers plaisir de plaire zu erkennen, ohne dass er Einbussen in der Verstandesleistung in Kauf zu nehmen bereit wäre.

Der Dichter beginnt mit dem Material seiner siebzig Jahre zu spielen. Soviel Zitat, soviel gescheite Imitation war nie. Und plötzlich schimmert die Tragik im allzu Menschlichen durch, wie etwa in der hübschen Hommage an Erich Kästner in dem Gedicht «Alte Heimat»: «Man lebte Wand an Wand mit sonderbaren Käuzen. / Der eine war ein Schwein, der andere ein Weiser. / Und abends hörte man alle beide schneuzen.» ♦



Hans Magnus Enzensberger

Hans Magnus Enzensberger, *Leichter als Luft*. Moralische Gedichte, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1999.